BUCHBESPRECHUNGEN

Heilige Schrift

Przywara, Erich S. J.: Alter und Neuer Bund. Theologie der Stunde. Wien-München, Verlag Herold, 1956, 545 S., Ln. 36,— DM.

Paul Claudel schrieb 1949 über die Bibelarbeit seiner Altersjahre: „Was für eine Freude ist für mich der Gedanke, daß ich dazu beitragen konnte, die Pforte zu diesem verlorenen Paradies wieder zu erschließen, das schreckliche Kleinigkeitskrämer in ein Museum und in einen Friedhof verwandelt hatten." Ein bedeutender Beitrag zu dieser Aufgabe ist auch das neue, umfangreiche Werk E. Przywaras. Dieser Theologie der Hl. Schrift ist alles „Museale" fremd; sie will ausdrücklich eine „Theologie der Stunde" (wie der Untertitel lautet) sein. Das Erregende der theologischen Methode Przywaras besteht gerade in der Konfrontierung der Offenbarung mit dem konkreten Heute. Nicht durch die Anwendung vorgegebener philosophischer Kategorien, sondern in der Begegnung mit dem Leben, bis in dessen letzte Antinomien hinein, sucht er immer neue Tiefen des Gotteswortes zu erschließen. Das Buch entstand aus Nachschriften, bzw. Umarbeitungen von Predigten, die der Verf. in den letzten Kriegsjahren gehalten hat. Die eigentliche „Stunde" dieser Theologie ist also das apokalyptische Chaos des Kriegsendes. Zwar ist das äußere Geschehen dieser Zeit vorüber und von vielen fast vergessen, aber Przywara sieht wohl richtig und realistisch, wenn ihm das alles nur als Vorspiel geistiger Vorgänge, in denen wir heute stehen. gilt. Aus solcher Thematik erwächst dem Werk seine sprachliche Gewalt und eindrucksvolle Aktualität.

Noch ein Weiteres ist kennzeichnend für die vom Verf. durchgeführte Methode, die neuartig ist (gegenüber der Schultheologie) und doch in den ursprünglichsten Traditionen wurzelt: Alle Spekulation hält sich streng im Rahmen der „Analoga fidei", d. h. des „schwebenden Zusammenhanges aller Aussagen der Offenbarung" (11). Weder Alter noch Neuer Bund sind etwas in sich Abgeschlossenes, sondern finden ihre letzte Erklärung aus dem inneren Zueinander. Wir verstehen das Zeugnis des Alten Testamentes nur dann richtig, wenn wir nicht bloß seine religionsgeschichtlichen Bedingtheiten untersuchen, sondern es als „Verheißung" und „Typus" und „Vor-Schatten" des Neuen werten. Umgekehrt erhalten die Aussagen des NT ihren vollen Sinn, wenn sie durch das Medium atl. Existenzverständnisses vernommen werden. Alter und Neuer Bund bilden ein Ganzes, eine Einheit, freilich nicht die eines menschlichen Systems, sondern eine Einheit im Mysterium. Das heißt einmal, daß in einer echten Offenbarungstheologie die einzelne Aussage niemals isoliert betrachtet werden darf, sondern nur aus dem Gefüge der ganzen Offenbarung zu deuten ist. Entscheidender erscheint aber die weitere Folgerung, die der Verf. unbedenklich zieht: in einer Zeit, da das Wort „Entmythologisierung" zu einem Modewort geworden, da das technische Denken allzusehr das Modell auch des theologischen zu werden droht, geht Przywara auf die der Offenbarung eigene Bildsprache zurück. Seine Theologie bekennt sich zum Primat der „Bilder und Gleichnisse", mit denen die Propheten und Christus die Geheimnisse Gottes enthüllen und zugleich verhüllen, — und dies in der deutlichen Abhebung zu einer sich in reinen Begriffen vollziehenden Theologie. In der Tat, durch die Menschwerdung hat das Bild eine zentrale Stellung im Bereich unseres übernatürlichen Heilswissens erhalten. Das ist in der theologischen Methode wohl nicht immer genug beachtet worden. Gottes Selbstoffenbarung geschieht primär nicht in einer begrifflichen Aussage, sondern in Christus, der das (sichtbare) „Bild des unsichtbaren Gottes" (Kol 1, 15) ist. Darum liegt auch in der Bilderfülle, die auf Christus weist oder von ihm sich herleitet, die größere Wirklichkeitsnähe. Es ist das unbestreitbare Verdienst Przywaras, dieses theologische Neuland miterschlossen zu haben. *G. Soballa SJ*

Claudel, Paul: Briefe über die Bibel. An Pater R. Paroissin. 17. August 1949 bis 11. Oktober 1954. Kaldenkirchen, Steyler Verlagsbuchhandlung 1956, 61 S.

Aus der Beschäftigung mit einer Schrift Claudels über das Hohe Lied entsteht in P. Paroissin, Lehrer der Hl. Schrift in einem Pariser Missionsseminar, der Gedanke, unter dem Titel „Rückkehr zur Bibel mit Claudel" ein Buch zu veröffentlichen, das den heutigen Menschen wieder der Schrift, ins-

besondere dem Alten Testament näherbringen soll. Die Briefe, die im Entstehen dieses Werkes zwischen dem Dichter und P. Paroissin ausgetauscht wurden, finden wir hier veröffentlicht. Es sind Dokumente einer fast leidenschaftlichen Liebe Claudels zur Bibel, seines Wunsches, „die Pforte zu diesem verlorenen Paradies wieder zu erschließen, das von Milch und Honig überströmt" (9). Genug, auch uns wünschen zu lassen, daß mit der Veröffentlichung und Übersetzung des in diesen Briefen angedeuteten Werkes bald die Fülle der Gedanken Claudels auch uns zugänglich sein möge.

G. Soballa SJ.

Daniel-Rops, Henri: Was ist die Bibel? Wien, Herold-Verlag 1957, 196 S., Ln. DM 9,80.

Die nicht abreißenden Neuauflagen der Bibel legen ein beredtes Zeugnis dafür ab, daß die Macht des Gotteswortes Gläubige wie Ungläubige in ihren Bann zieht. Zu Recht stellt Daniel-Rops deshalb die Frage, „Was ist die Bibel?", um dann alles zusammenzutragen, was jeder über das Buch der Bücher wissen sollte.

Der Verf. gewährt uns einen Einblick in die Geschichte und Kultur des Entstehungslandes der Schrift, geht auf die mit ihr verbundenen Fragen von Text, Übersetzung, Einteilung der Bücher, Festsetzung des Kanons ein, erklärt den Begriff der Inspiration und zeigt die Bedeutung der Bibel für die Entwicklung der gesamten Menschheit. Während Werner Keller in seinem Buch „Und die Bibel hat doch recht" zu einseitig das Historische und kulturgeschichtlich Interessante hervorkehrt, bringt Daniel-Rops die notwendige Ergänzung: Die Bibel ist nicht Werk des Menschen, sondern Gott macht Geschichte und bedient sich dabei des Menschen. Der Verf. stützt sich besonders auf die letzten Bibelenzykliken, jedoch kann und will er auf so engem Raum nicht alle Probleme und Fragen bis ins Letzte ergründen. Er richtet sich an einen weiteren Leserkreis, dem es um eine tiefer gehende, speziell wissenschaftliche Beantwortung der Frage nicht geht.

G. Soballa SJ.

Frömmigkeitsgeschichte

Seibel, Wolfgang SJ.: Fleisch und Geist beim hl. Ambrosius. (Münchner theologische Studien. II. Systematische Abteilung. 14. Band.) München, Kommissionsverlag Karl Zink, XIV u. 206 S., 18,— DM.

Der Titel dieser bedeutenden patristischen Arbeit gibt keine Vorstellung von der Fülle der Probleme, die darin behandelt werden. Im Anschluß an die vier großen Stufen der Heilsgeschichte entwickelt und analysiert der Verf. die Begriffe „Fleisch" und „Geist", „Leib" und „Seele", „innerer" und „äußerer" Mensch, die A. nirgends systematisch erklärt. Will man den Kirchenvater richtig verstehen, muß man auf die geistigen Voraussetzungen zurückgehen, unter denen seine Gedankenwelt entstanden ist. Sie liegen nach dem kirchlichen Denken seiner Zeit in der stoisch-platonischen Philosophie. Besonders aus den alttestamentlichen Kommentaren Philos von Alexandrien hat A. reichlich geschöpft, ohne aber die Unversehrtheit des christlichen Glaubens je in Gefahr zu bringen.

Die Unterschiede zu Philo zeigen sich besonders deutlich in der Schöpfungslehre, in der A. trotz starker Anlehnung an Philos doppelte Menschenschaffung, den zweifachen Bericht der Genesis nach der paulinischen Unterscheidung des „inneren" und „äußeren" Menschen interpretiert und den zuerst erschaffenen gottebenbildlichen Menschen von Gen 1, 26 mit dem gerechtfertigten „inneren" Menschen von Kol 3, 9 f. identisch erklärt. Auch der absolute Vorrang, den A. der Seele des zweitgeschaffenen „äußeren" Menschen über seinen Leib einräumt, geht, trotz aller Einflüsse der spiritualistischen Philosophie seiner Zeit, letztlich auf die Heilige Schrift zurück. Daß A., trotz aller Betonung des Vorrangs der Seele im Wesen des Menschen, daran festhält, daß der Mensch aus Leib und Seele besteht, zeigt, wie sehr ihn das Dogma von der Menschwerdung Christi gezwungen hat, die antike, vor allem manichäische Leibfeindlichkeit zu bekämpfen und zu einer positiveren Haltung gegenüber dem menschlichen Leib vorzudringen.

Mit dieser höheren Wertung des Leibes hängt es zusammen, daß die beiden nacheinander geschaffenen Menschen, der Homo factus der ersten und der Homo figuratus der zweiten Schöpfung, die nach Philos Begriffen auf ewig getrennt bleiben, bei A. zu einer Einheit zusammenwachsen. Das einigende Prinzip ist der Hauchungsakt Gottes (Gen 2, 7), der bei A. nicht nur die Eingießung der vitalen Lebenskraft, sondern auch die Verleihung der übernatürlichen Gnade und Gottebenbildlichkeit bedeutet. Ob die Begnadung des Menschen auch seine Versetzung ins Paradies bewirkt, ist nach Seibel nicht sicher, aber wahrscheinlich, da

nach dem Weltbild der Antike der innere Vollkommenheitszustand eines Wesens und sein Aufenthaltsort sich jeweils entsprechen. Für den Menschen aus Erde war die Erde der connaturale Ort. Für die übernatürliche Gottebenbildlichkeit war als connaturale Sichtbarkeit eine höhere kosmische Region erforderlich. Das ist für A. der Sinn der Versetzung ins Paradies, über das im II. Teil des Buches gehandelt wird. Zuerst wird seine Symbolik dargestellt, nach der es die menschliche Seele bedeutet und seine Bewohner deren einzelne Teile darstellen (Adam = mens; Eva = sensus). Anschließend werden die Gnaden des Paradieses beschrieben. Adam und Eva (Geist und Sinne) lebten in so ungetrübter Einheit, daß sie von A. als „himmlische Wesen" (caelestes) und „geistige Menschen" (spiritales) betrachtet werden. Daraus wird verständlich, daß er in seiner Lehre vom Paradies niemals den Begriff des „inneren" und „äußeren" Menschen gebraucht, der in der Schöpfungslehre eine so große Rolle spielt. Diese Begriffe waren hier noch nicht am Platze, da der „äußere" Mensch erst durch die Sünde in Erscheinung trat und zum Symbol des sündigen Menschen wurde.

Das wird von Seibel ausführlich im III. Teil gezeigt, in dem die sündige Tat und ihre Folgen erörtert und der Zwiespalt „Geist" — „Fleisch", „innerer" — „äußerer" Mensch auf den Zwiespalt zwischen dem Bekehrungsruf Gottes und dem sich dagegen auflehnenden Sünder zurückgeführt wird. Der dem Gesetz Gottes widerstrebende Mensch ist „Fleisch", der dem Willen Gottes folgende ist „Geist". Auch die Begriffe „innerer" und „äußerer" Mensch besagen in der Sündentheologie des A. immer den ganzen Menschen mit Leib und Seele. Ist er mit Gott verbunden, heißt er „innerer" Mensch. Hat er sich in der Sünde von Gott abgewandt, ist er nur noch „äußerer" Mensch, der auch „alter" oder „irdischer" Mensch genannt wird.

Das Erlösungswerk Christi — der IV. Teil des Buches — zielt darauf hin, den durch die Sünde in sich entzweiten Menschen zur vollendeten Einheit der Kinder Gottes zurückzuführen. Darum werden nach A. schon in der Menschwerdung die paradiesischen Urstandsgnaden nicht nur zurückerstattet, sondern vermehrt und vollendet. Durch diese Erneuerung der Christus- bzw. Gottebenbildlichkeit wird die Seele (mens) wieder Herrin über Leib und Sinne, allerdings nur so lange, als sie im Besitz des „spiritus" bleibt. Daraus sieht man, daß „mens" und „spiritus" nicht identisch sind. „Spiritus" ist die übernatürliche Begnadung der Seele, „mens" die Stelle, an der die Gnade den Menschen ergreift. Diese Unterscheidung „Seele" — „Geist" ist im ambrosianischen Menschenbild ein Kerngedanke, der von Seibel mit großem Geschick aus der langen Tradition der Pneumalehre herausgeschält und beleuchtet wird. Das letzte und eigentliche Geheimnis des inneren Menschen ist aber die Innerlichkeit. A. versteht darunter die Abkehr von der äußeren Welt und die Einkehr in sich selbst, den Rückzug in den Tiefengrund der Seele, in dem der Herr wohnt und Gott und Mensch sich berühren; ein Gedanke, der weiterlebt in der Mystik des MA, nach der Gott nur „im Seelenfünklein" oder in den innersten Gemächern der „Seelenburg" gefunden werden kann.

Das gut belegte und scharfsinnige Buch schließt mit einer systematischen Zusammenfassung seiner Hauptergebnisse. Sein reicher Ertrag erschließt für die Ambrosiusforschung manches Stück Neuland und vermittelt tiefe Einsichten in die ambrosianische Gedankenwelt. Was man vermißt, sind im Sachregister die Stichworte Aszese, Mystik und Vollkommenheit, für die es in Seibels Studie nicht an beachtenswerten ambrosianischen Äußerungen fehlt. *H. Bleienstein SJ*

Abad, Camilo Maria SJ.: Vida y escritos del V. P. Luis de la Puente de la Compañía de Jesús. Comillas (Santander), Universidad Pontificia, 1957. XXVII u. 782 S., 125,— Pts.

Das in dieser Zeitschrift (1957, S. 468) schon angekündigte große Leben des ehrw. P. Luis de la Puente SJ (de Ponte) liegt nun vor. Voran geht eine Einleitung über Quellen, Bibliographie usw. Aus gründlicher Kenntnis der Quellen, der zeitgenössischen und späteren Literatur zeichnet uns P. Abad eine bis in alle Einzelheiten zuverlässige Darstellung dieses reichen Lebens. Wir werden unterrichtet über Herkunft, Familie und Bildungsgang des jungen Studenten aus Valladolid, der ehemaligen Hauptstadt Spaniens. Die früh verwitwete Mutter erlaubte ihrem Sohn mit Rücksicht auf seine Jugend nicht, dem Bruder in den Dominikanerorden zu folgen. So kam Luis in Kontakt mit den Jesuiten und trat mit 20 Jahren bei ihnen ein. In den Kämpfen um seine Berufswahl klingen noch die scharfen Töne der Angriffe Melchior Canos auf die Gesellschaft Jesu nach.

In der geistlichen Schule des Ordens wird de la Puente geformt von Männern wie Balthasar Álvarez und Rodrigo Arias aus jener Generation der spanischen Jesuiten, für die eine starke mystische Neigung kennzeich-

nend ist. Seine philosophisch-theologische Schulung vollendet der junge Jesuit u. a. bei Francisco Suárez, damals Lektor der Theologie in Valladolid. Nach einigen Jahren als Repetitor in Oñate und León erwirbt er sich den Doktorgrad der Universität Salamanca. Die klassische nachtridentinische Scholastik Spaniens prägt seinem Geiste ihr unverkennbares Siegel auf. Der spätere Theologieprofessor, verständnisvolle Obere, Novizenmeister und gesuchte Seelenführer wird uns aber erst verständlich aus jener harmonischen Einheit von Scholastik und Mystik, wie sie in jenem Jahrhundert in Spanien lebendig war. In diesem historischen Rahmen — mit vielen Verweisen auf die Zeitgeschichte — läuft, meist in zeitlicher Reihenfolge, vor dem Leser das Leben und Wirken de la Puentes ab. Sein weitreichender Einfluß als akademischer Lehrer, als vielgesuchter Geistesmann und Berater mystischer Seelen gibt uns zugleich ein reiches und lebendiges Bild vom geistigen und religiösen Leben seiner Zeit und Umgebung. Je ein Buch von sechs Kapiteln ist dem Wirken de la Puentes als Schriftsteller und seiner Spiritualität gewidmet. Ein Schlußteil behandelt die letzten Lebensjahre und innere Vollendung des großen Beters und Verehrers der heiligen Eucharistie im Kolleg von San Ambrosio zu Valladolid.

Damit haben wir ein historisch zuverlässiges Bild vom Leben und der mannigfaltigen Tätigkeit de la Puentes, eine Analyse seiner Schriften und seines inneren Lebens, wie es uns wohl kein anderer als P. Abad bieten könnte. Doch hat der Verf. — wohl bewußt — darauf verzichtet, uns eine entwickelnde Zusammenschau zu geben, ein Lebensbild, wie es sich der moderne Leser wünscht. Die sicheren Grundlagen dazu sind vorhanden, reiches Baumaterial aus Zeit- und Geistesgeschichte zusammengetragen. Das ist das unbestreitbare Verdienst P. Abads. Wir fügen nur den Wunsch hinzu, es möge doch jemand bald diese Fundgrube ausnützen und ihre reichen Schätze in eine auch für unser Sprachgebiet und für unsere heutige Mentalität gangbare Münze umprägen.

Jos. A. Schweitzer SJ

Maß, Ferdinand: Der Josephinismus. Quellen zu seiner Geschichte in Österreich 1760—1850. Amtliche Dokumente aus dem Wiener Haus-, Hof- und Staatsarchiv, dem Allgemeinen Verwaltungsarchiv und dem Archiv des Wiener Schottenstiftes. III. Band: Das Werk des Hofrats Heinke 1768—1790, XI. u. 497 S., br. 29,— DM, Lw. 32,50 DM. IV. Band: Der Spätjosephinismus 1790—1820, XXIV. u. 668 S., br. 37,20 DM, Lw. 40,80 DM. (= Fontes rerum Austriacarum. Österreichische Geschichtsquellen. Zweite Abteilung. Diplomataria et acta, 73. u. 74. Band. Österreichische Akademie der Wissenschaften in Wien.) Verlag Herold, Wien-München 1956 u. 1957.

Geist und Grundsätze, die den Verf. bei der Herausgabe dieses auf fünf Bände berechneten Quellenwerkes geleitet haben, wurden früher bereits in dieser Ztschr. (28 [1955] 318f.) herausgestellt. Der III. Band umfaßt in seinem Hauptteil (S. 140—477) die Quellen zur Geschichte des österreichischen Josephinismus von 1760—1790, also aus jenen 30 Jahren, in denen er in geistiger Hinsicht vor allem durch die Denkschriften und Gutachten des Hofrats Heinke mitgeformt und in die österreichische Staatsverwaltung eingebaut wurde. Heinke, ein hochgebildeter Jurist aus der Hallenser Schule des bekannten Philosophen Christian Frhrn. von Wolff und des großen protestantischen Kirchenrechtslehrers Justus Hennig Böhmer, hat mehr als zwölf Jahre das geistige Departement geleitet und durch weitere zehn Jahre als erster Referent der Geistlichen Hofkommission für die Begründung und Durchsetzung der Weltanschauung des aufgeklärten Staatskirchentums so grundlegend und bahnbrechend gewirkt, daß ihn Maria Theresia und Joseph II. überaus hochschätzten, und Kaiser Franz II. sogar noch den pensionierten Hofrat zu allen wichtigen Beratungen über geistliche Angelegenheiten beiziehen ließ. Insofern unterliegt es keinem Zweifel, daß Heinkes Lebenswerk, das arbeitsmäßig und verwaltungstechnisch eine gewaltige Leistung darstellt, zu den integrierenden Bestandteilen des österreichischen Josephinismus gehört. Maß schickt der Quellenedition klugerweise eine kritische Monographie Heinkes voraus, die eine vorzügliche Analyse und Kommentierung der abgedruckten Dokumente darstellt. Diese Dokumente enthalten alles, was Hofrat Heinke über die Neugestaltung des Verhältnisses von Staat und Kirche, über den Eid, die Konsekration, Konfirmation und Dispensationsgewalt der Bischöfe, über die Aufhebung der kontemplativen Orden, die kirchliche Exemption, die Auflösbarkeit der von Akatholiken geschlossenen Ehen und nicht zuletzt gegen die Vorstellungen des päpstlichen Nuntius und die Beschwerden der Bischöfe geschrieben hat.

Band IV behandelt den nach dem Tode Kaiser Joseph II. neubegründeten Spätjosephinismus von 1790—1820. Seine charakte-

ristischen Äußerungen erfahren im ersten Teil des Werkes (S. 1—143) eine zusammenfassende Darstellung, in der das Protokoll der Geistlichen Hofkommission vom 18. Dezember 1790, der Schriftwechsel über die Vollmachten des päpstlichen Nuntius Severoli, die Akten über die österreichische Diözesanregulierung, über den Vorstoß Metternichs gegen die spätjosephinische Kirchenherrschaft und schließlich jene über den hartnäckigen Kampf gegen die Romreise der italienischen Bischöfe von symptomatischer Bedeutung sind.

Die zwei wichtigsten Erkenntnisse, die nach den Grundsätzen der katholischen Lehre über Staat und Kirche daraus gewonnen werden, sind nach Maß folgende: 1. Der Spätjosephinismus im strengen Sinn ist keine allgemeine Geistesbewegung, keine bloße Spätaufklärung österreichischer Prägung, sondern ein starres, genau geregeltes staatskirchliches Verwaltungssystem, an dem nicht nur der Monarch, sondern auch seine Beamten zur Sicherheit und Selbständigkeit der Staatsverwaltung unter allen Umständen festhielten und auf Grund dessen sie jede Vereinbarung mit dem Apostolischen Stuhl grundsätzlich ablehnten. 2. Der Spätjosephinismus hat bei der Einführung und Durchsetzung seines aufgeklärten Staatskirchentums auch die Reform oder wenigstens manche Reformen der Kirche im Auge gehabt. Aber der subjektiven Absicht der katholischen Herrscher und einzelner ihrer Ratgeber stand ein staatskirchliches System entgegen, das für das Wesen und die weltmissionarische Aufgabe der Kirche so wenig Verständnis hatte, daß es seiner ganzen Natur und Struktur nach weder berechtigt noch befähigt war, eine echte kirchliche Reform heraufzuführen. Die Folge davon war, daß im Kampf um das Recht und die Selbständigkeit der Kirche Kaiser Franz II. sich mehr und mehr vom Irrtum und der Unhaltbarkeit dieses Systems überzeugte und in den letzten Jahren seiner Regierung seine Milderung, ja seine gänzliche Aufhebung zu erreichen suchte. Darüber wird der 5. Band handeln, der ein Quellenwerk zum Abschluß bringt, das vom Notring der wissenschaftlichen Verbände Österreichs und von vielen interessierten Kreisen in großzügiger Weise finanziert und gefördert wurde.

H. Bleienstein SJ

Lehre und Lehrer des geistlichen Lebens

De Guibert, Joseph S. J.: Leçons de théologie spirituelle (Bibliothèque de la Revue d'Ascétique et de Mystique. Série 2. Fascicule II). Tome I. Toulouse, rue Monplaisir 9, 1955, p. 412.

Das stattliche Werk ist keine bloße Übersetzung, sondern eine erweiterte Neubearbeitung der lateinisch geschriebenen „Theologia spiritualis", die 1937 in erster und 1940 in zweiter Auflage in Rom erschienen ist. Es enthält den Text von 32 Vorlesungen, die de Guibert an der Gregoriana in Rom gehalten hat. Die ersten Vorlesungen enthalten eine Einführung in das Studium der „Geistlichen Theologie", jener Wissenschaft, die auf Grund der Offenbarungsquellen erforscht, worin die Vollkommenheit des christlichen Lebens besteht, und wie der Mensch auf Erden sie erstreben und erreichen kann. Sie heißt Aszetik, insofern sie darstellt, durch welche Übungen der Mensch mit Hilfe der Gnade aktiv sich um sie bemühen kann. Sie heißt Mystik, insofern sie lehrt, durch welche Gnaden, Gaben und auf welchen Wegen Gott den Menschen an sich zieht, sich mit ihm vereinigt und ihn so zur Vollkommenheit erhebt.

Die Aszetik im Sinne de Guiberts gliedert sich in vier Abschnitte, von denen nur der erste im vorliegenden Band enthalten ist. Er handelt vom Wesen der geistlichen Vollkommenheit und beschreibt die Ursachen, die sie hervorbringen oder verhindern. Zunächst wird die Vollkommenheit begrifflich analysiert und sachlich gemessen an der Liebe und den übrigen Tugenden, an den Räten, an der Vereinigung mit Gott und dem Gottmenschen, an der Nachfolge Gottes, Christi und der Heiligen, an der Liebe zum Kreuz, an der Gleichförmigkeit mit dem göttlichen Willen und an der Größe des reinen, selbstlosen Verlangens.

Die nächsten Vorlesungen beschäftigen sich mit den Ursachen, die positiv oder negativ auf das innere Leben einwirken. Hier werden behandelt die natürlichen Gegebenheiten: Temperament und Charakter, Erbanlagen und typische Grundhaltungen, Krankheiten, Skrupulösität und psychotherapeutische Heilmittel, sodann die übernatürlichen oder außernatürlichen Ursachen: Gott, die Einsprechungen und Gaben des Heiligen Geistes, die guten oder bösen Engel, die Heiligen, Versuchungen. Unterscheidung der Geister, Visionen und Offenbarungen, Besessenheit und Umsessenheit. Die letzten vier Vorlesungen untersuchen die Arten und Weisen, wie der Mensch mit den Gnaden Gottes zu seiner Vollkommenheit persönlich mitwirken muß, und wie er anderen

durch Seelenführung oder geistliche Freundschaft in ihrem Heiligkeitsstreben helfen kann.

Diese letzten Bemerkungen dürfen aber nicht dazu verleiten, im vorliegenden Werk eine praktische Anleitung zum vollkommenen Leben zu sehen. Es ist weder ein unmittelbares Erbauungsbuch noch ein Werk zur geistlichen Lesung, sondern ein Lehrbuch zur Orientierung über spekulative und praktische Grundfragen der geistlichen Theologie. Darum überläßt es viele Wahrheiten der Dogmatik und der Moral, auf die es nur zurückgreift, wenn es für die Darstellung der Grundlehren unerläßlich ist. Im Sinne dieser Beschränkung auf das Formal-Objekt der Aszetik ist de Guibert vorbildlich und zum Meister einer modernen Aszetikschule geworden, der wir zahlreiche, wertvolle Dissertationen und andere Studien verdanken. Möge deswegen der zweite Ergänzungsband aus seinem Nachlaß nicht allzulange auf sich warten lassen.

H. Bleienstein SJ

Philipon, Marie-Michel OP.: Die geistliche Lehre Dom Marmions. Freiburg, Herder-Verlag, 1955. 200 S., Lw. 9,80 DM.

Hier liegt die Übersetzung des Werkes „La doctrine spirituelle de Dom Marmion" des bekannten Dominikaners Philipon vor. Es ist eine gute systematische Zusammenfassung der geistlichen Lehre Abt Marmions, die aus dessen Vorträgen und Schriften gestaltet wurde. Das Buch ist eine gute Ergänzung zu Thibauts Marmion-Biographie, die Marmions Lehre wohl in Verbindung mit seiner Lebensentwicklung, aber nicht in systematischer Schau darstellt. Der Wert des Buches liegt darin, daß es in kurzer, nüchterner. aber doch persönlicher Darstellung dem Christen, Ordensmann und Priester die wesentlichen Forderungen einer christozentrischen Aszese einfach und leicht überschaubar vor Augen stellt. Indem es die aszetischen Aufgaben als von Abt Marmion selbst vorbildlich gelebt aufzeigt, vermeidet es trotz seiner Systematik die Nachteile einer nur theoretischen Zeichnung des Vollkommenheitsideals und hilft dadurch nachhaltiger, es auch im Leben zu verwirklichen. Zuerst wird der Lebenslauf des begnadeten Christusfreundes — ganz von der Sicht der inneren Christusumwandlung her — gezeichnet, dann das Leben des Christen als Sterben und Auferstehung mit Christus bis zur letzten Einswerdung mit ihm, die zum Leben am Herzen des Vaters führt. Es folgt eine gestraffte Darstellung des benediktinischen Mönchsideals, enthaltend die Grundidee des Benediktinerordens, das „Suchen Gottes", dann das Ideal des Abtes, der Mönchsfamilie und des einzelnen Mönches. Auch das Priesterideal ist kurz umrissen. Maria erscheint in ihren Gnadengeheimnissen ganz im Strahlungsbereich des Christusmysteriums. Marienverehrung soll nach Marmion dazu hinführen, für Christus ein anderer Sohn, ein „anderer Christus" zu werden. Als höchsten Zielpunkt aber des christlichen Lebens betrachtet er diese „geistliche Lehre", Kind Gottes zu sein: „Heiliger = Kind Gottes".

Ein Buch wie dieses leistet der christlichen Frömmigkeit einen großen Dienst, weil es diese so einfach und klar in ihrem Wesentlichen erscheinen läßt. *K. Holzhauser SJ*

Thibaut, Raymond OP.: Columba Marmion. Ein Meister des Lebens in Christo. Ettal, Buch-Kunstverlag, 1953. Deutsche Übertragung der 5. franz. Auflage durch P. Ignatius Rollemüller OSB., Abtei Ettal. 400 S., kart. 16,50 DM, geb. 19,50 DM.

Wenn die vier aus den Vorträgen von Abt Marmion durch seinen Schüler und Mitbruder R. Thibaut gestalteten Werke „Christus, das Leben der Seele", „Christus in seinen Geheimnissen", „Christus, das Ideal des Mönches" und „Christus, das Ideal des Priesters" dem Abt von Maredsous die Wirkung eines Apostels Jesu Christi in paulinischem Geist brachten, so läßt ihn uns die von dem gleichen Autor verfaßte Biographie als das Bild Christi, als eine Erscheinung, als eine lebendige Wiederverkörperung Christi erleben. Sie offenbart nämlich noch direkter und unmittelbarer die tiefste Seele dieses modernen Klassikers im geistlichen Schrifttum, seine Christusleidenschaft, sein „Charisma für Christus". Sie „stellt das Meisterwerk der Lehre Marmions in die Ordnung der vorgelebten Lehrsätze hinein und fügt zur Lehre selbst neuen Zauber und neue Kraft hinzu" (Bremond). Ausgezeichnet mit dem Preis der Académie Française, fand sie schon in ihrer ersten Auflage (1929) einen ungewöhnlichen Absatz.

Thibaut, der zwanzig Jahre als aufmerksamer Schüler, Hörer, Mönch und Lebenszeuge den Umgang des Abtes von Maredsous genoß und dem dieser bei der Abfassung seiner drei bedeutsamen Werke seine großen religiösen Ideen anvertraute, war auch als geschulter Historiker und auf Grund seiner geistigen Fähigkeiten wie keiner zur Zeichnung dieses Lebensbildes berufen. Mit wissenschaftlicher Genauigkeit nützte er die nicht sparsamen Quellen aus. Er verstand

es, aus der Schilderung der äußeren Lebensereignisse überall das tiefe innere Leben des Abtes mit seiner Entwicklung, seinen Gnaden, seinen Anstrengungen, seinen Prüfungen und reichen inneren Früchten hervorleuchten zu lassen. In seinem Werden zum Priester und Ordensmann, im Wachstum bis zu seiner Vollendung, in seiner äußeren Tätigkeit und in seinem Amt als Seelenführer, Abt und Theologe bietet Marmion das bewunderungswürdige Schauspiel der Christushingabe und -verbundenheit, das zuletzt bis in das Heiligtum der Beschauung führt. Es ist erhebend, durch dieses Werk hindurch dem begnadeten Christusfreund so begegnen zu können, daß man Christus selber in ihm schaut und spürt.

K. Holzhauser SJ

Orden

Colin, Louis: Die Ordensobern (Deutsch von Swidbert M. Soreth OP.). Kevelaer, Butzon & Bercker 1956. 284 S., kart. 8,— DM, Ln. 9,80 DM.

Das vorliegende Buch ist nach „Meine Ordensregel" (vgl. diese Ztschr. 28 [1955] 234) der zweite Bd. einer Trilogie über das vollkommene Ordensleben. Es trägt im Original den Titel: „Le livre des Supérieurs" und ist bereits in viele Sprachen übersetzt. Schon diese Tatsache zeigt, daß es einem Bedürfnis entgegenkommt. Der Verf. will das Bild des vollkommenen Obern zeichnen; er sieht dabei von den Besonderheiten der einzelnen Orden, Kongregationen und Weltinstitute ab und wendet sich in gleicher Weise an Obere und Oberinnen.

Das Werk gliedert sich übersichtlich in zwei Teile: Das Sein des Obern und sein Verhalten. — Das Sein des Obern umfaßt die geistigen und moralischen Eigenschaften, auf denen seine Autorität ruht: seine geistige Bildung, seine Kenntnis der Ordensgemeinschaft und seiner Amtspflichten, die sichtliche Sorgfalt, die er bei deren Erfüllung anwendet, sein persönliches Tugendleben, sein Gebetsgeist, sein inneres Leben und die Übung der göttlichen Tugenden. — Das Handeln des Obern muß getragen sein von Klugheit, Festigkeit und Güte. Auch diese Eigenschaften werden ausführlich besprochen. Vor allem macht der Autor den dankenswerten Versuch, zur Klugheit konkret anzuleiten.

Bemerkenswert an diesem Buch ist, daß es nicht nur Gehorsam verlangt (auch vom Obern gegenüber seinen Vorgesetzten), sondern vom Obern auch eindringlich fordert, durch Güte und Klugheit, Sachkenntnis und Festigkeit den Untergebenen das Gehorchen leicht zu machen. Das Ganze scheint eine Sammlung von 24 Vorträgen vor Oberinnen zu sein: denn die Beispiele sind hauptsächlich dem weiblichen Ordensleben entnommen, und die einzelnen Kapitel, nicht so übersichtlich durchkomponiert wie der Aufbau des Buches, greifen immer wieder auf Kommendes voraus, um den Vortrag abzurunden. Das wirkt störend auf den, der das Buch in einem Zuge liest; es ist wertvoll für den, der die einzelnen Kapitel in größeren Zeitabständen durchgeht.

Obwohl das, was der Autor zu sagen hat, aus sich einleuchtend ist, liebt er es, seine Gedanken in zahlreichen und langen Zitaten auszusprechen. Diese Zitate nehmen nicht selten im Vergleich zu den eigenen Ausführungen des Verf.'s einen zu breiten Raum ein. Die Übersetzung läßt sehr den französischen Satzbau sichtbar werden und trifft manchmal den Sinn des Gemeinten nicht: Z. B. S. 191: „Daß es nicht erlaubt ist, ... ganz persönliche, vertrauliche Mitteilungen und Gewissensgeheimnisse ... bekannt zu machen und bei den höheren Obern viel daraus zu machen, versteht sich von selbst" ist ungenau übersetzt. Oder wollte der Autor etwa sagen, man dürfe zwar „nicht viel daraus machen", aber doch ein wenig andeuten? Die französische Redensart ist offenbar falsch übersetzt. S. 201: „Zerrbild der Festigkeit ist Starrsinn". Dieser Starrsinn wird im nächsten Abschnitt als Eigenmächtigkeit wiedergegeben; zwei Abschnitte weiter wird der Eigenmächtigkeit auch hochmütig verächtliches Sprechen zugeschrieben. Mag ein französischer Begriff Starrsinn, Eigenmächtigkeit und Verachtung umfassen; der deutsche Begriff Eigenmächtigkeit tut es nicht.

Das Buch kann des guten Überblicks wegen und um vieler wertvoller Einzelanregungen willen solchen, die zum ersten Male mit dem Obernamt betraut sind, viel Wertvolles vermitteln und dem langjährigen Obern zu einer Gewissenserforschung nützlich sein.

R. Goll SJ

Leclercq, Jacques: Der Ordensberuf. Idee und Gestaltung. Luzern/München. Rex-Verlag, 1958, 208 S., DM 12,40.

Um diesem Buch, das für weitere Kreise gedacht ist, gerecht zu werden, muß man im Auge behalten, was der Verf. damit beabsichtigt. Es soll weder eine Apologie des Ordenslebens noch eine geistliche Lesung für

Klosterleute, sondern eine Wesensschau des Ordensstandes sein, aus der man erfährt, was einer grundsätzlich wollen und zu verwirklichen trachten muß, der den Weg eines ganz gottgeweihten Lebens beschreitet. Ohne sich in Nebenfragen einzulassen, wird versucht, den Blick auf die Haupterfordernisse des Ordensberufes hinzulenken und die Grundhaltungen freizulegen, die jeder Berufung und allen kirchlichen Vollkommenheitsständen gemeinsam sind.

Um die arteigenen Forderungen des Ordenslebens hervorzuheben, werden seine Ideale mit den Zielen und Pflichten des Ehe- und Priesterstandes verglichen und so ein Beitrag zum Ethos der drei kirchlichen Lebensstände geleistet, über das der Verf. schon anderswo einiges geschrieben hat. Als das Grundlegende des Ordenslebens beschreibt er zuerst das Gottgeheimnis der Berufung, dem als Antwort in der Form der Gelübde eine Totalhingabe an den göttlichen Willen entspricht, die in ihrer konkreten Verwirklichung im Laufe der Kirchengeschichte die mannigfaltigsten Formen und Abwandlungen aufweist. Unverändert aber bleibt immer der Entschluß, Gott allein und ungeteilt zu leben und um seinetwillen ehelos, besitzlos und im Gehorsam gebunden zu bleiben. Was diese Lebensformen für den Ordensmann religiös bedeuten, wenn er konsequent die damit verbundenen großen Opfer bringt und sie nicht durch geheime Schadloshaltung verunreinigt, wird von Leclercq besonders lebensnah bei der Besprechung des Zölibats ausgeführt. Sehr praktisch ist auch der Nachweis, daß Initiative und Verantwortung durch das Gehorsamsgelübde nicht aufgehoben, sondern unter Umständen sogar gefordert werden. Ein anderes Kapitel beschäftigt sich mit den Vor- und Nachteilen des klösterlichen Gemeinschaftslebens, das durch die Regeln und Konstitutionen geordnet und durch die allgemeinen Bestimmungen des Kirchenrechts überwacht und geschützt wird. Das gemeinsame Leben und die drei Gelübde allein erschöpfen aber noch nicht den ganzen Wesensgehalt des Ordenslebens. Sein Ziel ist liebende Vereinigung mit Gott, die ohne Aszese, ohne inneres und äußeres Stillschweigen, ohne Betrachtung und Gebet nicht erreicht werden kann. Darüber unterrichtet kurz und gut das Kapitel über Abtötung und Sammlung, das nur wiederholt, was an vielen anderen Stellen für das Streben nach persönlicher Vollkommenheit und für die Fruchtbarkeit des apostolischen Wirkens gefordert wird.

Nach all dem Gesagten kann man es dem Verf., einem gelehrten Weltpriester, unbedenklich glauben, daß er sich über die besonderen Erfordernisse des Ordenslebens gründlich orientiert und uns so ein Buch geschenkt hat, das vorhandene Berufe im Wachstum fördern und reife Berufe reinigen kann. Für Anfänger ist es allerdings weniger zu empfehlen, da es da und dort zu Mißverständnissen Anlaß geben kann und nicht zu einem letzten Verständnis des apostolischen Wirkens der Orden vorgedrungen ist. Die immer wieder betonte Spannung zwischen Innerlichkeit und Seelsorge wird gelöst durch die ignatianische Forderung: „Gott suchen und finden in allen Dingen" — eine pastoraltheologische Formel, die im Buche nirgends zu finden ist. Auch was Leclercq über die Entwicklungsgeschichte der kirchlichen Orden geschrieben hat, von den Anfängen an bis zur Eigenart des Jesuitenordens und der Weltlichen Institute der Neuzeit, ist anderswo besser und gründlicher nachzulesen. Dazu kommt, daß das Buch stellenweise nicht gut übersetzt ist und unter Provinzialismen und Druckfehlern leidet, von denen der sinnstörendste auf Seite 130 steht, wo von Jesuiten-Professoren anstatt von Jesuiten-Professen gesprochen wird. Auch soll — der zweiten Auflage wegen — nicht verschwiegen werden, daß auf Seite 117/118 Ausdrükke und Vergleiche gebraucht werden, die des behandelten Gegenstandes unwürdig sind.

H. Bleienstein SJ

Freiheit jenseits des Gitters. Die Äbtissin Laurentia und George Bernard Shaw. Hamburg, Classen-Verlag, 1958, Ln. 15,80 DM.

Sowohl der Titel, wie der Untertitel der deutschen Übersetzung des englischen Buches „In a great Tradition" sind wohl als Anreiz für den Leser gewählt worden. Man hat ein ungutes Gefühl, ein Buch, das die Benediktinerinnen von Stanbrook, das die Tradition der nach der Reformation (1623) gegründeten englischen Abtei Cambrai weiterführte, dem Andenken ihrer großen Äbtissin Laurentia McLachlan gewidmet haben, in diesen Bereich der Neugierde gerückt zu sehen, und kann sich eigentlich auch nicht bloß deshalb damit abfinden, weil der Titel viele Leser anzieht, die es sonst nicht beachtet hätten. Auch die Zeitungen haben mehr des Dichters Shaw und seiner Beziehung zu einer Nonne wegen dem Buch lange Aufsätze und Besprechungen gewidmet.

Das Ziel der Verfasserinnen war, ein Bild der Klosterfrau zu zeichnen, die durch ihre musikwissenschaftlichen Kenntnisse und ihre Teilnahme an den durch Solemnes und seinen Abt D. Guéranger eingeleiteten und vorangeführten Reformen des gregorianischen Chorals und der benediktinischen Liturgie

weit über ihren Konvent und die engere benediktinische Familie hinaus bekannt wurde. Wenn wir im Buch auch viel von der inneren Entwicklung der bedeutenden Frau erfahren, so tritt doch die geistliche Welt der Benediktinerinnen etwas zurück. Es ist aber kein Zweifel, daß Laurentia McLachlan auf den Geist und die Frömmigkeit der Abtei und der mit ihr verbundenen Häuser des Benediktinerordens einen großen Einfluß ausgeübt hat.

Studium und schriftstellerische Tätigkeit brachten Laurentia in Verbindung mit vielen Weltleuten, Schauspielerinnen, Gelehrten und Dichtern, wie besonders dem Dichter Bernard Shaw. Ihre natürliche, durch die Frömmigkeit geformte Art, Freundlichkeit und Hoheit wirkte überaus anziehend, und ihre apostolische Liebe benutzte diese Gelegenheit, um an dem Heil dieser Männer und Frauen zu wirken. Wohl erreichte sie nicht alles, was sie gewiß zeitweise erhofft hatte, aber ihre Geduld, ihr Ernst und ihre durch Liebe und Glaube strahlend gewordene geistige und geistliche Freiheit (vgl. 2 Kor 3, 17), die wie eine Verwirklichung des ersten Johannesbriefes erschienen, waren doch wie ein Strahl für die Weltkinder, die ihre Freundschaft zuerst mehr wegen der natürlichen Geistesgaben gesucht hatten. Der Literarhistoriker und der Geisteswissenschaftler werden besonders beachten, daß hier B. Shaw von einer neuen Seite sichtbar wird. Dem Christen wird die Ordensfrau in ihrem inneren Reifen und in ihrem Wirken in die Welt hinein wichtiger sein. *H. Becher SJ*

Ehe und Familie

Müller, Michael: Die Lehre des hl. Augustinus von der Paradiesesehe und ihre Auswirkung in der Sexualethik des 12. und 13. Jahrhunderts bis Thomas von Aquin. Eine moralgeschichtliche Untersuchung. (Studien zur Geschichte der kath. Moraltheologie, hrsg. von Michael Müller, I. Bd.) Regensburg, Verlag Friedrich Pustet, 1954, 325 S., kart. 19,50 DM.

Mit diesem Band eröffnet der Verf. eine Reihe von Studien zur geschichtlichen Erforschung der katholischen Moraltheologie. Was der vorliegenden Arbeit einen besonderen wissenschaftlichen Wert verleiht, sind außer den zahlreichen gedruckten Quellenwerken die über 100 in- und ausländischen Hss., die ihr zugrunde liegen.

Der Lehre Augustins von der Paradiesesche (S. 19—32) geht eine kurze Darstellung der Vorgeschichte dieses Begriffes bei Origenes, Gregor von Nyssa und Johannes Chrysostomus voraus. Grundlegend für die weitere theologische Entwicklung war Origenes. Seine gnostisch-dualistischen Auffassungen wurden zwar abgelehnt, sein Einfluß aber erst im Laufe der Jahrhunderte völlig überwunden. Nach Origenes waren die Menschen, wie im Paradies der Endzeit, so auch im Paradies der Anfangszeit, engelhafte Wesen, die weder Ehe noch geschlechtliche Fortpflanzung kannten, sondern sich nach Art der Engel geistig vermehrt hätten, wenn sie ihrer engelhaften Würde im Sündenfall nicht beraubt worden wären. Aus ähnlichen Gründen haben auch Chrysostomus und Gregor von Nyssa die Fortpflanzung durch geschlechtliche Vereinigung als Strafe für die Ursünde der Stammeltern angesehen.

Der geistigen Kindererzeugung in der Paradiesesehe neigte lange Zeit auch Augustinus zu. Erst im Werk *De Genesi ad litteram* bekannte er sich zur körperlichen Fortpflanzung als ursprünglichem Gotteswillen, die aber vor dem Sündenfall von der jetzigen sexuellen Erregung völlig frei gewesen wäre. Der Wille habe die Sexualorgane direkt beherrscht und willkürlich so bewegt, wie er Hand und Fuß gebraucht. An dieser Auffassung hielt Augustinus auch noch fest, als er im letzten Jahrzehnt seines Lebens die Möglichkeit geschlechtlicher Erregung auch im Paradiese zugab. Was ihm an der jetzigen Libido anstößig schien, war nicht ihre physische Wesenheit, sondern ihre Unbotmäßigkeit. Diesen Ungehorsam des Fleisches hielt er für ein Strafübel, ja sogar für eine Sünde, wenn man sich der Libido absichtlich hingebe. Doch sei ihre Sünde nur eine läßliche, weil sie durch die Güter der Ehe vor dem Begehen einer Todsünde geschützt werde. Der Wille zum Kind sei der einzige sittliche Beweggrund, den ehelichen Verkehr zu verlangen. Der einzige objektive Zweck der Ehe sei die Fortpflanzung des Menschengeschlechtes.

Bei dieser Einschränkung des Ehezweckes ist es verständlich, daß Augustinus stark auf die Vergeistigung der Ehe drängte. Das Wesen der christlichen Gattengemeinschaft beruhe auf dem „Affekt des Geistes", „nicht auf der Verbindung der körperlichen Geschlechter". „Liebe nicht Libido", „Herzensbildung nicht fleischliche Vermischung" seien ihre Grundlage. Die Blicke der Christen

müßten stets auf das ewige Leben ausgerichtet sein, in dem sie, nach der Lehre Jesu, weder heiraten noch geheiratet werden, sondern sein werden wie die Engel im Himmel. (Auf dieses Herrenwort, also nicht bloß auf gnostisch-manichäische Vorstellungen geht es zurück, daß in der Aszese und Mystik der Folgezeit die paradiesische Ehe für das castum connubium der Ehegatten in ähnlicher Weise zum Ideal erhoben wurde, wie das „engelgleiche Leben" für die jungfräulichen Mönche. Dieser entscheidende Gedanke wird leider von Müller nirgendwo erwähnt.)

Der zweite, bei weitem umfangreichste Teil des Buches (S. 42—274) ist eine quellenmäßige, mit großer Sachkenntnis geführte Untersuchung, wie sich Augustins Lehre von der Paradiesesehe in der Moral des 12. und 13. Jahrhunderts theoretisch auswirkte. Vorausgeht der summarische Nachweis, daß die Theologen des Frühmittelalters die augustinischen Anschauungen im wesentlichen übernommen und in seinem Geiste fortgebildet haben, abgesehen von einigen Rigoristen, die schon das bloße Erlebnis der Geschlechtslust als Sünde erklärten, während Augustinus am ehelichen Verkehr lediglich den Willen zur Lust beanstandet hatte. Sein Idealbild von der Paradiesesehe lebte beherrschend weiter in der Gedankenwelt der Frühscholastiker. Die erste Opposition kam von Abälard, in dessen Schule Augustins Konstruktionen der idealen Paradiesesehe völlig ignoriert und seine Lehre von der Geschlechtslust als Straffolge der Ursünde verworfen wurde. Auch Hugo von St. Viktor mit seiner Auffassung der Ehe als Liebesgemeinschaft ging weit über Augustinus hinaus.

Ein eigener Abschnitt (S. 104—124) dient dem Nachweis, daß die Paradiesesehe bei den Kanonisten und in den Lehrbüchern für Seelsorger und Beichtväter eine viel geringere Rolle als bei den Theologen spielte. Um so eingehender setzten sich die großen Lehrer der Hochscholastik mit ihren Problemen auseinander. Den Höhepunkt der Lehre erreichte Albert der Große. Als Naturwissenschaftler besaß er physiologische Kenntnisse, die den Theologen seiner Zeit mehr oder minder fehlten und die für die sittliche Beurteilung vieler Ehefragen von entscheidender Bedeutung wurden. Viel weitgehender als sein Lehrer bejahte Thomas von Aquin das augustinische Eheideal. Seine Leistung liegt nach Müller in den großen richtunggebenden Grundsätzen und in der stofflichen Systematisierung.

Im dritten Teil des Werkes (S. 275—318) werden unter sachlichen Gesichtspunkten die Hauptfragen zusammengestellt, die die Theologen von Augustin bis Thomas erörterten. Es sind folgende fünf: 1. die Frage nach der Existenz der Geschlechtslust im Paradies und ihre Beherrschung durch den Willen; 2. die ethische Wertung der Geschlechtslust; 3. die Würdigung der Ehe nach den objektiven Ehezwecken; 4. die Bedeutung der christlichen Gattenliebe für die Persönlichkeitsbildung. Das zuletzt genannte Problem hat, wie Müller bemerkt, erst in der Ehe-Enzyklika „Casti Connubii" Papst Pius' XI. seine endgültige Klärung und Fortbildung erfahren — ein beachtlicher Hinweis dafür, daß es der fortschreitenden Arbeit von Generationen bedurfte, um dem Sinn und Segen des Mysteriums der Ehe im vollen Umfang gerecht zu werden.

H. Bleienstein SJ

Negwer, Joseph: Die Ehe und die Familie in der Heiligen Schrift des Alten und Neuen Testamentes. Handreichung für die Seelsorge. Düsseldorf, Verbandsverlag weiblicher Vereine 1957. 179 S., Lw. 6,80 DM.

„Um die rechte Ordnung im Bereich der Ehe wiederherzustellen, müssen alle die Gedanken Gottes erfassen und sich anzueignen suchen". Diese Mahnung Papst Pius' XI. in der Enzyklika „Casti Connubii" hat den Verf. angeregt, die Bibelstellen über Ehe und Familie zu sammeln und systematisch zu ordnen. Die wichtigsten von ihnen werden wörtlich zitiert, andere nur inhaltlich angeführt. Das Buch will in erster Linie dem Pfarrseelsorger eine Hilfe sein. Wegen dieses praktischen Zweckes ist es nicht von Belang, daß der in der Ostzone lebende Verf. aus Mangel an hinreichender Literatur auf kritische Stellungnahme zu exegetischen und anderen bibelwissenschaftlichen Problemen verzichten muß; doch schließt er sich in ihrer Lösung an die Erklärer der Echter-Bibel und des Regensburger NT und andere bekannte Exegeten an, so daß seine Ausführungen im wesentlichen dem heutigen Stand der katholischen Schrifterklärung entsprechen.

Der Stoff ist nach der Reihenfolge der biblischen Bücher und der historischen Entwicklung gegliedert. So erfolgt die Beschreibung der alttestamentlichen Ehe- und Familienverhältnisse in vier Perioden: erstens von Adam bis Moses, zweitens in der Zeit der mosaischen Gesetzgebung, drittens in der Richter- und Königszeit und viertens während und nach der Babylonischen Gefangenschaft. Ein Blick über das Ganze ergibt, daß das Ehe- und Familienleben während dieser

Perioden noch schwere Mängel hatte, daß aber trotzdem damals das unentbehrliche Fundament für die christliche Ehe gelegt und durch das unermüdliche Ringen der Propheten rein und heilig erhalten wurde. Daher kommt es, daß die Ehegesetze des AT im Vergleich zu denen der heidnischen Umwelt auf hervorragender sittlicher Höhe stehen, und daß es nicht an Zeugnissen fehlt, die edelste Auffassungen des ehelich-familiären Lebens erkennen lassen. Dessen Vollendung erfolgte aber erst in der neutestamentlichen Zeit durch das Wirken Jesu und seiner Apostel. Darüber handelt der zweite Teil des Buches. Auch hier wird nicht nur dargestellt, was über die Reinerhaltung und Unauflöslichkeit der Ehe gelehrt wurde, sondern wie diese Lehren verwirklicht oder mißachtet wurden. Das altkirchliche Bußwesen ist dafür besonders aufschlußreich. Zum Schluß des Buches werden die biblischen Belege über die Jungfräulichkeit in zwei Kapiteln zusammengestellt und zum Rundschreiben Pius' XII. „Sacra Virginitas" in Beziehung gesetzt. Um den Gebrauch dieses seelsorglichen Handbuches zu erleichtern, ist zum Schluß ein Verzeichnis der zitierten Textstellen, sowie ein Namen- und Sachregister beigefügt.

H. Bleienstein SJ

Thibon, Gustave: Was Gott vereint hat, soll der Mensch nicht trennen. Wien/München, Herold-Verlag, 1956. 201 Seiten, Ln. 10,80 DM.

Die vier Studien dieses Buches behandeln das Problem der menschlichen Liebe, zunächst allgemein und dann speziell in der Ehe. Der Verf. geht in der *ersten* Studie vom Konflikt zwischen Geist und Leben aus, wobei er „nicht metaphysisch noch theologisch" vorangehen, sondern „auf dem realen Gebiet der menschlichen Erfahrung und der Sittengeschichte bleiben" will. Dieser Konflikt ist nach Th. nicht in sich tragisch — „Geist und Leben sind geschaffen, um geeint und voneinander verschieden zu sein" —, erst durch die Trennung des Menschen von Gott ist er tragisch geworden. In Wirklichkeit ist dieser Konflikt ein Kampf zwischen Idolen. Den eigentlichen Konfliktstoff räumt erst die Gnade aus dem Weg, nicht in der Wahl: Geist oder Leben, sondern in der Gnade, „die die Wahl der Liebe und des Menschen Ganzheit ist" (S. 51). — Die *zweite* Studie sieht jenen Konflikt konkreter im Antagonismus von Geist und Sinnen. Aber es ist kein absoluter Konflikt. „Endzweck jeder Zerrissenheit ist die Einmündung in eine höhere Einheit" (S. 80). Ihr Mißlingen führt zur Neurose, ihr Gelingen wird nur über den Weg des Kreuzes erreicht. — Die *dritte* Studie „Liebe und Ehe" wendet die Zweieinheit von Geist und Leben (Sinne) auf die Ehe an. Die Darlegungen enthalten sehr fruchtbare Kriterien für die Partnerwahl. Die Ehe ist nach dem Verf. im wahrsten Sinne des Wortes „jene Berufung, die es ermöglicht, Gott in das scheinbar Gewöhnlichste und Banalste im Leben einzuflechten" (S. 127). Die *vierte* Studie ist überschrieben: „Läuterung der Liebe". Th. faßt sie dahingehend zusammen: „Ungeläuterte Liebe hungert den Menschen aus, denn sie lebt aus der Begehrlichkeit, geläuterte Liebe nährt ihn, denn sie lebt aus dem Sichverschenken" (S. 149). Gott muß immer der dritte im Bunde sein. — Als Anhang werden im zweiten Teil des Buches herrliche Aphorismen über die Liebe hinzugefügt, die wohl im ersten Teil nicht unter der Theorie untergebracht werden konnten. Die mit französischem Esprit erfaßten und gefaßten Einzelzüge und Beobachtungen aller Arten von Liebe sind auch das Beste des ersten Teils. Man muß dieses Buch kapitelweise lesen und darf es nicht nach Art eines Lehrbuches durcharbeiten wollen, sonst verliert es seinen westlichen Charme. *R. Rendenbach SJ*

Christliches Leben in der Welt

Graw, Anna Margareta: In Liebe vollendet. Liturgie wird Leben. Trier, Paulinus-Verlag, 1957. 215 S., Lw. 7,80 DM.

„In dem vorliegenden Büchlein wurde der Versuch gemacht, das Idealbild eines in der Welt lebenden, frohen Christen zu zeichnen, der sich seiner Verantwortung für die anderen Glieder des geheimnisvollen Herrenleibes und für die Erhaltung der christlichen Kultur bewußt ist" (S. 207). Mit diesen Worten dürfte sich die Verf. auch selbst sehr gut gezeichnet haben. Mit großem Mut ist sie als Laie an ihre Aufgabe herangegangen. Führend ist durch das Ganze der Gedanke an den Aufbau der Gottesstadt aus lebendigen Steinen. In dem großen Abschnitt „Die Bausteine werden geformt und in den Bau eingefügt", hätte es auch heißen können, daß die Steine erst gründlich geputzt werden, denn was hier über Gehorsam, Armut, Reinheit, Arbeit, liturgisches und Privatgebet gesagt wird, ist eine sehr gründliche Gewissenserforschung unter vielen Gesichtspunkten. Dem Laien wird nahegelegt, täglich auch

etwas aus dem kirchlichen Stundengebet zu beten. Im Anhang werden als Anregung die Psalmen und Lobgesänge in ihrer Verteilung auf die ganze Woche angegeben. Wenn dabei als Muster nicht das allgemeine Brevier, sondern das monastische gewählt wird, so zeigt sich hier die Nähe der Abtei St. Matthias in Trier. Sehr schön ist, was über die Ehrfurcht als Fundament des ganzen Baues gesagt wird. Die Fülle des Stoffes läßt die Darstellung bisweilen etwas lehrhaft und schleppend werden, aber sie läßt nicht einschlafen, sondern rüttelt wach zu einem intensiven geistlichen Leben in benediktinischer Sicht. *Ad. Rodewyk SJ*

Hamman, Adalbert: Das Geheimnis der Erlösten. Freiburg i. Br., Herder, 1957, 250 S., Ln. 10,80 DM.

Im Mittelpunkt dieses Werkes steht der Christus der Offenbarung: der Gekreuzigte, Auferstandene, in seiner Kirche Fortlebende als das eigentliche Geheimnis der Erlösten. In einer fruchtbaren Verarbeitung und Verknüpfung der einschlägigen französischen Literatur mit der Heiligen Schrift und den Kirchenvätern versteht es der Verf., von diesem Mittelpunkt aus zu tieferem Verständnis nicht nur des Alten und Neuen Testaments, sondern überhaupt der Geschichte der Menschheit zu führen. Der auferstandene Herr ist der „tiefe Sinn der Geschichte und der Mittelpunkt des Weltalls", von ihm aus und zu ihm hin erhält alles seine letzte Erklärung. Indem Hamman die Probleme der Zeit berührt, weist er dem Christen, der oft in einer fruchtlosen Passivität verharrend sich seiner miterlösenden Sendung als „Glied am Leibe Christi", des allumfassenden Erlösers, noch nicht bewußt geworden ist, seine Aufgabe zu: mitzuhelfen am Aufbau des mystischen Leibes Christi. Die Erfüllung dieses Sendungsauftrages muß die Antwort des Christen auf die brennenden Probleme unserer Zeit sein. — Ein Werk, das Empfehlung verdient, weil es theologische Tiefe mit leichter Faßlichkeit verbindet und über der geistreichen Theorie nicht den Bezug auf das reale Leben vergißt. *G. Soballa SJ*

Marc, Paul: Ist Gott mit mir zufrieden? Eine Selbstprüfung. Trier, Verlag Jos. Zimmer (o. J.). 175 S., kart. 1,90 DM.

Auf viele Fragen und Schwierigkeiten, die oft nur still im Herzen laut werden, aber das religiöse Leben bisweilen empfindlich stören können, gibt dieses Büchlein Antwort. Nicht in systematischer Ordnung, sondern mehr blitzartig etwas beleuchtend, berührt der Verf. doch wichtige Dinge und sucht immer wieder zu zeigen, daß im Grunde das geistliche Streben leicht ist. Infolgedessen vermittelt er viel Mut und Gottvertrauen. Außerdem verhilft er zu einer Gewissenserforschung, die recht gründlich ist, ohne beschwerlich zu sein.

Aus den Überschriften im Laufe des Textes kann man allerdings wenig über den eigentlichen Inhalt der Abschnitte entnehmen, weil oft nur die ersten Worte der Abschnitte überschriftartig in Fettdruck geboten werden. Am ehesten erfährt man noch aus dem Inhaltsverzeichnis, was wohl in dem Kapitel steht. Aber eigentlich hat man den Eindruck, daß weder an der einen noch an der anderen Stelle verraten werden soll, was kommt. Vielleicht soll das spannend wirken, aber gerade deshalb läßt bald die Wirkung nach, denn „man merkt die Absicht und wird verstimmt". *Ad. Rodewyk SJ*

Lombardi, Riccardo S.J.: Für eine neue Welt. Übersetzt von Dr. H. M. Reinhard. Kerle-Verlag, Heidelberg 1955, 435 S., kart. DM 11,80; Lw. DM 15,80.

Wie ein Heroldsruf klingt es uns aus diesem Buch entgegen: „Das heraufziehende Zeitalter wird das Zeitalter Jesu Christi sein" (34). Erfüllt von dieser Idee, hat P. Lombardi die Länder Europas und anderer Erdteile durchzogen, worüber er im Vorwort sehr ausführlich berichtet. Das Echo, das sein Wort gefunden hat, gab ihm den Mut, immer kühner diese Botschaft zu verkünden. Dementsprechend gliedert sich das vorliegende Werk in die beiden Hauptteile: 1. Unsere Welt wartet auf Christus; 2. Wie bauen wir die neue Welt? „Wir", darunter versteht er die „gutwilligen Menschen aller Länder" (S. 24).

In einer Analyse, die nur dem Gläubigen zugänglich ist, zeigt P. Lombardi, wie unsere Zeit der inneren Erneuerung durch Christus entgegenreift, und daß der Herr dort, wo er vielen oft sehr weit entfernt zu sein scheint, schon eifrig am Werk ist, die Dinge umzugestalten. Ein froher Optimismus durchzieht das Werk, daß alles in Christus seine Lösung finden wird. Freilich, er braucht Menschen, die ihm helfen, die großen Gedanken seines Herzens in die Tat umzusetzen. In voller Anerkennung dessen, was schon geleistet ist, weist P. Lombardi oft gebieterisch neue Wege und ruft auf zur vollen, mutigen Tat. Weitgehend sind die Gedanken des Buches rein menschlich vernünftig unterbaut, letztlich aber sind sie eindeutig orientiert an der christlichen Offenba-

rung. Was falsch oder schief ist, wird mit aller Deutlichkeit beim Namen genannt, jedoch ist alles durchdrungen von einem feinen Hauch echt christlicher Nächstenliebe. Man legt das Buch beiseite mit der großen Sehnsucht „wäre sie doch schon da, diese neue Welt", aber auch mit dem Entschluß, nach bestem Können an der Verwirklichung der Gedanken Christi mitzuarbeiten.

Ad. Rodewyk SJ.

Duff, Frank: Können wir Heilige sein? Wien, Volksliturgisches Apostolat Klosterneuburg, 1955, 93 S.

Als der Verf. dieses Büchlein schrieb, ahnte er noch nicht, daß Gott ihn zu einem großen Werk ausersehen hatte. Er sollte nämlich der Gründer der „Legion Mariens" werden, die heute, in der ganzen Welt verbreitet, über eine Million Mitglieder zählt. Die Schrift ist recht klar und legt die Gedanken in knappen, übersichtlichen Abschnitten vor. Sie zeigt, wie drängend die Pflicht ist, nach Heiligkeit zu streben und wie es mit Hilfe der Gnade auch möglich ist, heilig zu werden. Es dürfte wenige Hefte geben, die das Thema für einen großen Leserkreis so gut behandeln, wie es hier geschieht. Im Anfang werden eine Reihe religiöser Vereinigungen aufgezählt, über deren wesentliche Punkte zugleich in Kürze berichtet wird, z. B. Legion Mariens, Vinzenzverein, Gebetsapostolat u. dgl. mehr, in denen man sich praktisch betätigen soll, um hier je nach den Bedürfnissen des einzelnen Anregung und Führung auf dem Weg zur Heiligkeit zu finden. Der deutsche Leser hätte am Schluß neben den österreichischen Anschriften der Vereine gern auch die Adressen der deutschen Zentralen gefunden. In einer neuen Auflage ließe sich dieser Wunsch leicht erfüllen.

Ad. Rodewyk SJ.

Geistliche Lesung

Scheeben, Matthias Joseph: Die Mysterien des Christentums. Wesen, Bedeutung und Gesamtschau. Zusammenfassende Bearbeitung für weitere Kreise von Fr. Fuchs. S.V.D. Steyler Verlagsbuchhandlung Kaldenkirchen Rhld. 1956. 261 S., Ln. 8,80 DM.

J. Höfer, der die Neuausgabe von Scheebens ‚Mysterien' 1941 besorgte, schrieb damals: „Anlaß der Ausgabe ist ... die Tatsache, daß Scheeben (gest. 1888) erst in der jüngsten Zeit zum wirklichen Zeitgenossen lebendiger theologischer Arbeit geworden ist. ... Lange Zeit gehörte er zu den Geistesmännern, die mehr gerühmt als gelesen werden ... In der Nachkriegszeit wurde es anders". Der große Kölner Theologe des letzten Jahrhunderts bietet, was wir heute suchen: Spekulative Durchdringung der großen Glaubenswahrheiten, Zusammenschau der Mysterien in der organischen Einheit, die die einzelnen Geheimnisse und ihre Bedeutung erst erfassen läßt, und die Unmittelbarkeit der Darstellung, oder besser der Schau, in die er den Leser hineinführt, bei aller Ehrfurcht vor dem Geheimnis, das nicht mit einem Wortschwall zugedeckt, sondern erst recht aufgerissen wird: eine Dogmatik, die weit offen ist zu Gott hin.

Muß man nicht wünschen, daß sein Werk heute möglichst weit verbreitet wird? Aber wer wird heute noch einen großen Band mit nahezu 800 Seiten lesen? Zumal bei Scheebens schwierigem Stil mit seinen langen Sätzen und fluktuierenden Begriffen? Kein Wunder, daß versucht wird, sollte man meinen, alles irgendwie Entbehrliche — vor allem Auseinandersetzungen mit anderen Theologen, allerdings auch manche lebendige Vertiefung des Gedankenganges — wegzulassen und den Stil unter möglichster Beibehaltung Scheebenscher Ausdrucksweise zu vereinfachen, um zu einem ‚Kleinen Scheeben' zu gelangen, der auch dem heutigen Leser tragbar erscheint. Allerdings hat schon J. Höfer in dem zitierten Aufsatz gemeint, eine Vulgarisierung von Scheebens Lebenswerk sei nicht zu empfehlen: „Ein solcher Versuch würde auch an der Natur der Sache scheitern".

Tatsächlich wird der Scheebenfreund sagen: Scheeben ist das nicht mehr. Für ihn ist diese Kürzung ein Knochengerüst ohne Fleisch, weil manches lebendige Fragezeichen tastender Spekulation zu einem Punkt nüchterner Feststellung geworden ist. Der Bearbeiter hätte seine selbstgestellte Aufgabe kaum besser lösen können. Aber herausgekommen ist eben doch nichts anderes als eine Laiendogmatik, wenn auch eine mit besonderer Eigenart: Durch die Beschränkung auf die wichtigsten Geheimnisse können diese um so heller ins Licht gesetzt werden. In Aufbau und Durchführung hält sich die Bearbeitung genau an die Vorlage: In elf Kapiteln mit insgesamt 110 Paragraphen werden die Geheimnisse der Heiligsten Dreifaltigkeit, der Schöpfung, der Sünde, des Gottmenschen und seiner Heilsordnung, der Eucharistie, der Kirche mit den Sakramen-

ten, der Rechtfertigung, der übernatürlichen Verklärung und der Vorherbestimmung behandelt. Das erste Kapitel behandelt „die Mysterien des Christentums im allgemeinen", das letzte „die Theologie, die Wissenschaft der christlichen Mysterien".

Der Bearbeiter schreibt im Vorwort: „Das zusammenfassende Büchlein soll die Vollausgabe nicht verdrängen oder ersetzen. Im Gegenteil! Der Bearbeiter hofft, manche anzuregen, sich auch mit dem vollen Werk zu beschäftigen, resp. eine solche Arbeit zu erleichtern. Denen, die das Werk von Scheeben kennen und durchstudiert haben, bietet das Büchlein eine Möglichkeit, sich leicht und schnell das Wesentliche wieder vorzuführen". Dieses Ziel wird sicherlich erreicht. *Jos. Grotz SJ*

Kirchgässner, Alfons: Offene Fenster. Frankfurt/Main, Verlag Josef Knecht, 1957, 235 S.

A. Kirchgässner bietet hier die dritte Folge seiner geistlichen Glossen. „Kleine Praxis der Gottes- und Nächstenliebe" möchte man diesem Buch zum Untertitel geben, so viele oft lange verschlossene Fenster öffnet es, und zwar so behutsam und doch zielbewußt, daß man sich leise schämt, nicht schon längst da hinausgesehen zu haben. Wie gut könnte man z. B. die tägliche Gewissenserforschung einleiten, indem man durch eine der Glossen einen Blick tut! — Wer etwa wissen möchte, wes Geistes Kind dies Buch ist, der schlage vielleicht die Glosse „Vom Rosenkranz" auf (S. 83). Da sind gläubige Ehrfurcht geschulte Moderne, ehrliches Anliegen und erlauchte Sprache besonders harmonisch verflochten. Des Verfassers Liebe und Fähigkeit zur Muttersprache sind bekannt, sie tun so wohl, gerade in dieser existentiellen Materie. Im Kapitel „Bildung" (S. 92) scheint jedoch der Setzer nicht ganz mitgekommen zu sein. — Hat man das Büchlein gelesen, wird man von selbst sagen: Möge die Folge nicht abreißen.

R. Rendenbach SJ

Gräf, Richard CSSp.: Macht des Gebetes. Regensburg, Friedrich Pustet 1957. 165 S., kart. 3,90 DM, geb. 5,90 DM.

Dieses neueste Buch des erfahrenen und volkstümlichen Schriftstellers P. Gräf ist eine gute Einführung in das Gebet. Es erscheint in dieser Darstellung als die unersetzliche Grundlage des christlichen, d. h. des inneren, des sakramentalen und liturgischen Lebens, aber zugleich als etwas ganz Natürliches, Frohmachendes und Unkompliziertes. In schlichter, aber herzlicher Sprache läßt der Verf. die segensvolle Macht und gnadenhafte Größe, aber auch die theologische Tiefe des Gebetes schauen, wie in den Kapiteln über die Beziehung unseres Gebetes zum Gebet Christi und seines mystischen Leibes.

Während die erste Hälfte des Buches die herrliche Bedeutung des Gebetes aufweist, handelt die zweite Hälfte über die Praxis des Gebetes: über die Gebetserziehung, die Einführung in das Gebet und die Gebetsentwicklung. Der Verf. gibt darin eine schlichte, allen verständliche Gebetslehre, auch eine leichtfaßliche Anleitung zum betrachtenden inneren Gebet, wobei er großen Wert auf die Überwindung einengender Methoden legt, auf die Wahrung der inneren Freiheit, auf die Beseitigung unpsychologischer Gebetspraktiken, z. B. des Vorlesens der Betrachtungspunkte in drei getrennten Zeiten während der Betrachtung in manchen Frauenorden, das alles tiefere innere Beten verhindern muß, oder auch des „geistigen Eintopfgerichtes", mit dem Schwestern durch die jahraus, jahrein für alle gleiche vorgelesene Betrachtung ihr inneres Leben nähren müssen, was auch die persönliche Entwicklung des Gebetslebens verunmöglichen muß. — Das Büchlein will ein Ersatz sein für das vergriffene Werkchen des Verf. „Herr, lehre uns beten". *K. Holzhauser SJ*

Egloff, P. Berchmans OFMCap.: So beichten Sie besser. Ein Gespräch über die öftere Beichte. Luzern, Räber & Cie. 1957, 75 S., brosch. 3,70 DM, Pappbd. 4,70 DM.

In der Sammlung „Zu uns komme Dein Reich" hat P. Berchmans als erstes Bändchen „Das Gebet der Vielbeschäftigten" vorgelegt (vgl. diese Zeitschr. 29 [1956], S. 159), das der Pflege des inneren Gebetes gewidmet ist. Aus demselben Geiste ist auch die vorliegende Schrift entstanden, die sich auf praktische Erfahrungen bei Exerzitien stützt. Darin wird gezeigt, wie die Andachtsbeichte, deren Wert sehr betont wird, praktisch und fruchtreich gestaltet werden kann. Dem Priester wird hier an sich nichts Neues gesagt, er wird sich aber freuen, ein so handliches Büchlein zu wissen, das er seinen Beichtkindern empfehlen kann, weil sie darin kurz und ansprechend all das finden, was er ihnen selbst auch als Anleitung zur häufigen Beichte oder als Antwort auf die dagegen sich regenden Schwierigkeiten sagen möchte. Der Leser, der nach diesen kurzen Anweisungen seine Beichten einrichtet, wird bald große innere Fortschritte machen.

Ad. Rodewyk SJ